

Umbau, Neubau und Erinnerungen
Cottbus und Fürst Pücklers Park von Branitz
Frankfurter Allgemeine, 27. Februar 1992

Er stammte aus einem alten schlesischen Adelsgeschlecht, lebte in Italien und Deutschland, bereiste England und Frankreich, Algerien und Ägypten, Kleinasien und Griechenland. Er galt als leidenschaftlich und liebenswürdig, originell und geistreich, exzentrisch und skurril. Er war eine kuriose Erscheinung. Er hatte Geschmack. Er war ein Genie.

Die Kunst war für ihn „das Höchste und Edelste im Leben, denn es ist Schaffen zum Nutzen der Menschheit. Nach Kräften habe ich dies mein ganzes Leben hindurch im Reich der Natur geübt.“ So hinterließ er uns die Parkschöpfungen von Muskau und Branitz, von Babelsberg und Tiefurt - und ist uns doch vor allem als Schöpfer eines Lebensmittels bekannt.

Man schlägt einen halben Liter Sahne mit Puderzucker steif und macht daraus drei Bleichgroße Haufen. In den einen rührt man Erdbeerpüree ein, in den anderen ein Glas Maraschino und in den dritten zwei Eßlöffel Kakao. In die drei Sahnehaufen kommen dann noch klein gehackte Makronen, die man vorher in Maraschino getränkt hat. In eine Form gibt man zuerst die rote Masse hinein, dann die weiße und obenauf die braune. Die Form deckt man zu und stellt sie in das Tiefkühlfach. Vierundzwanzig Stunden später kann man dann dieses hausgemachte rot-weiß-braune Erzeugnis servieren: Fürst-Pückler-Eis.

Als der deutsche „Erfinder“ der dreischichtigen Eiscrème, Fürst Hermann von Pückler-Muskau, an einem eiskalten Februartag des Jahres 1871 in dem für sich geschaffenen Grabmal, einer Pyramide inmitten eines künstlich angelegten Sees, beigesetzt wurde, hatte sich dieses „preußische“ Eis, dessen Rezept Italiener wie auch Konditormeister aus Berlin und Dresden für sich beanspruchen, längst seinen unsterblichen Namen gemacht.

Mit Pücklers Tod endete in Deutschland die klassische Periode des Landschaftsgartens. Was in England bereits um 1730 systematisch erprobt wurde, die Abkehr vom barocken französischen Garten, das „Zurück zur Natur“ Rousseaus durch großflächige Parkanlagen mit geschwungenen Wegen, weiten Rasenflächen und natürlichen Baumgruppen, hatte hierzulande zwischen 1780 und 1870 seine Blüte. Friedrich Ludwig von Sckell schuf Schwetzingen, Nymphenburg, den Münchner Englischen Garten und Schönbusch bei Aschaffenburg; Peter Josef Lenné gestaltete in Sanssouci das große Areal zwischen dem Chinesischen Teehaus, den Römischen Bädern, Charlottenhof und der Fasanerie, den Glienicker Park, die Pfaueninsel und die Erweiterungen des Neuen Gartens; Fürst Hermann von Pückler-Muskau führte mit seinen Gestaltungen am Ettersberg bei Weimar, des Babelsberger Parks und vor allem der Muskauer und Branitzer Parkanlagen den klassischen Stil des deutschen Landschaftsgartens zum Höhepunkt.

Die „flache Cottbuser Sandwüste“, obwohl im Familienbesitz, gehörte ganz gewiß nicht zu den Orten, die der reiselustige und den Luxus liebende Pückler schätzte. „Ich büffele unterdessen in Branitz wie ehemals in Muskau“, schreibt er, „um wieder eine neue Oase in der Wüste zu schaffen, was meine Bestimmung hienieden zu sein scheint.“ Immerhin: in der „elenden trostlosen Wüste“ ist „dank der nahen Spree Grundwasser schon in 90 Zentimeter Tiefe anzutreffen“. Die sandigen Lehmböden garantieren bereits Ende März ein saftiges Grün und ausgezeichnetes Wachstum. Als er, schon 61 Jahre alt, im März 1846 mit den Arbeiten an diesem für künftige Generationen angelegten Landschaftspark begann - „Eine Baumgruppe in den Mittelgrund. Eine einzelne Eiche nach links. Steck das Gebüsch größer ab.“ - wußte Pückler, daß hundert und mehr Jahre bis zur vollen Entfaltung dieser Anlage vergehen würden. „Rasen, Wasser und Fluren, als selbst keine Schatten werfend, sind das Licht des Landschaftsgärtners“, schrieb er in seinen 1854 erschienenen „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei“, „Bäume, Wald und Häuser dagegen müssen ihm als Schatten dienen“.

Das zweigeschossige, spätbarocke Schloß Branitz, das Pückler seit 1846 zum ständigen Wohnsitz gewählt hatte, ist zur Zeit geschlossen. Als hier noch Leben war, traf man sich allabendlich pünktlich um neun zum Dinner im Renaissance-Speisezimmer. Nach der „Kantschen Regel“ waren am Tisch nie weniger als drei und niemals mehr als neun Personen versammelt. Offensichtlich garantierte die Orientierung an den drei Grazien und den neun Musen ein Minimum und Maximum an gewünschter Geselligkeit.

Die kommt derzeit sicher nicht auf: Bis hoch zum ersten Stockwerk ist der goldgelbe Putz abgeschlagen, die Mauerecken sind mit roten Backsteinen erneuert, was den jungen Augsburger Diözesanbaumeister Klaus Bogner zu der Bemerkung veranlaßt, daß diese Sanierungsmethode nach den „neuesten

Erkenntnissen nicht optimal ist und heute schon gar nicht in der Winterperiode gemacht wird. Die Salze dringen in der kalten Jahreszeit in das Mauerwerk und vor allem in die Fugen und werden dann vom Frühjahrsputz eingeschlossen." Die Argumente leuchten ein, während der Text auf der Baustellentafel irritiert: „Bauwerkstrockenlegung mit tangierenden Bauleistungen. Bauzeiten: 7. Oktober 1991 bis 15. Dezember 1991 und 1. April 1992 bis 30. Juli 1992. Bauherr: Stadt Cottbus."

Umbauten, Neubauten, Veränderungen: Die Wende zeigt ihre Spuren, und Brandenburgs zuständiger Minister wird demnächst sogar in New York, Washington und Miami die Lausitz als deutschen Wirtschaftsstandort vorstellen, um „zügig die wirtschaftlichen Monostrukturen in der Region zu überwinden". Schon auf der A 13 nach Dresden, der vierspurigen Autobahn zwischen Schönefelder Kreuz und dem Autobahndreieck Lübbenau, wo die zweispurige A 15 nach Cottbus und Breslau abzweigt, sieht man am blauen Himmel ein gigantisches Schauspiel: ein Massiv von dicken weißen Wolken, die Kraftwerke des Lausitzer Braunkohlenreviers in Vetschau und, Lübbenau arbeiten auf vollen Touren. „Das ist vorwiegend Wasserdampf", belehrt Diplom-Ingenieur Michael Braun, einst Ost-Berliner Klimaspezialist, jetzt Mitarbeiter einer Hamburger Firma, die ihr Geld mit der Begrenzung von Umweltschäden verdient. „Der Dreckausstoß entspricht den internationalen Normen."

Cottbus ist das Zentrum dieser Region. Die alte Stadt aus dem Jahre 1156 mit ihren 120.000 Einwohnern lebt noch immer von der Braunkohle und lebte über Jahrhunderte hinweg von der Textilindustrie. „Zu Ehren des 20. Jahrestages der DDR" kreierte die staatliche Planwirtschaft dort das „Präsent 20", Kleidung aus reinem Polyester, die schon zu Zeiten der DDR keiner haben wollte. Jetzt, nach der Wende und dem Wegfall der osteuropäischen Märkte, wird auch das nicht mehr gewebt.

Da geht es ausnahmsweise dem Theater einmal besser. In den Jahren 1981 bis 1986 wurde es detailgetreu restauriert, und manchmal fuhr auch jemand aus der „Hauptstadt" dorthin. Als Cottbus noch Bezirksstadt war, nannte es sich „Theater der Stadt Cottbus", ein Haus mit den drei Sparten Oper, Ballett und Schauspiel. Inzwischen heißt es „Brandenburgisches Staatstheater" und wird vom Land Brandenburg und der Stadt Cottbus finanziell gesichert. Abgesichert ist auch das Programm: „Carmen", „Rusalka", „Lustige Witwe", „Vogelhändler", „Zar und Zimmermann", „Don Giovanni" und „Solang noch untern Linden", eine Revue mit den schönen alten Liedern von damals, verdrängen das bedrängte ungeliebte Schauspiel mit „erprobten" Stücken wie „Mein Kampf" und „Reise um die Erde in 80 Tagen".

Das Gebäude ist ein Juwel. Es wurde in den Jahren 1907 bis 1908 nach Entwürfen des Berliner Architekten Bernhard Sehring errichtet. Dieser einzigartige Bau des späten Jugendstils mit dem schönen Zusammenspiel von großen Flächen und plastisch gegliederten Zonen, mit seinen kleinen Fenstern im wuchtigen Mauerwerk, mit den Vasen und Figuren auf dem Dach und der Pracht im Innern, dem vielen Marmor, dem roten Samt, den Skulpturen, steht so ganz im Widerspruch zum Cottbuser Programm. „Der deutschen Kunst" steht über dem Eingang.

Ein anderes Gebäude, ein anderer Spruch. „Erhaltet uns! Wir sind der Rest der Stadt" ist auf ein verlassenes Haus in der Altstadt gesprüht, durch den November 1989 vor dem Abbruch gerettet. Während das Theater rückwärtsgewandt sicherlich an den alten Bummelboulevard zwischen „Cafe Bauer" und „Pariser Platz" erinnert, ist das Quartier hinter dem Cottbuser Schloßkirchplatz nur noch an seinen Rändern zu erkennen. Die Mitte, auf der doch einiges den letzten Krieg überdauert hatte, ist heute eine große öde Fläche, die auf eine Neubebauung wartet.

Immerhin entsteht gegenüber im Haus Mühlenstraße 12 „mit Unterstützung des Landes Brandenburg, der Stiftung für das sorbische Volk und der Stadt Cottbus" das „Sorbische Museum". Die etwa 60 000 Sorben, auch als Slawen oder Wenden bezeichnet, sind eine nationale Minderheit, die seit 1945 hier in der Lausitz das Recht erhielten, ihre Kultur und Sprache zu pflegen. Sie sind „Reste eines elbslawischen Volksstammes, der im Mittelalter nördlich des Erzgebirges zwischen Saale und Lausitzer Neiße siedelte". Das „slawische Eck Deutschlands" wird die Lausitz deshalb bisweilen genannt. Aber nach den schönen Trachten hält man im Cottbuser Alltag vergeblich Ausschau. Die Assimilierung schreitet fort.

Auffällig sind jedoch die in lateinischer Schrift ausgeführten zweisprachigen Straßenschilder: Cottbus heißt auch Chošebuz; abgeleitet von „chojzy bosy", was „barfuß gehen" heißt und auf die alte Tradition des „Barfuß zum Abendmahl gehen" hinweist. Der Schiller-Platz nennt sich auch Šchillerowe město; eine Leninowa droga gab es vor kurzem auch noch. Das Institut für sorbische Volksforschung hat soeben im „Domowina-Verlag" das erste wissenschaftliche Wörterbuch der obersorbischen Schriftsprache herausgegeben. Es umfaßt „den gesamten gegenwärtigen Schriftsatz dieser in der Oberlausitz gesprochenen Sprache, einschließlich der neuen, mit der deutschen Einheit verbundenen Umgangsbegriffe". Das Institut, einst eine Einrichtung der ehemaligen Akademie der Wissenschaften

der DDR, wird seit kurzem vom Wissenschaftsministerium Sachsen zu zwei Dritteln und von der Regierung Brandenburgs zu einem Drittel mit knapp drei Millionen Mark unterstützt.

In der Cottbuser Geschichte holpert es wie in dem Spruch vom Cottbuser Postkutscher, der den Cottbuser Postkutschkasten putzt, an dem sich so mancher Schauspielschüler im Sprecherziehungsunterricht auch heute noch die Zunge zerbricht. 1156 wird der Ort als Sitz eines Kastellans des Markgrafen von Meißen urkundlich erwähnt. 1445 kaufte Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg die Stadt. Im Dreißigjährigen Krieg wurde sie 1626 zerstört. 1701 entstand hier die erste Hugenottensiedlung. Um 1807 gehörte alles wieder für kurze Zeit zu Sachsen. Nach dem Wiener Kongreß kamen Cottbus und die Niederlausitz 1815 zu Preußen. Was den enormen Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges entging, wurde in den sozialistischen Jahren dem Verfall preisgegeben. Lediglich rund um den Marktplatz wurden einige Häuser restauriert und bunt gestrichen.

Michael Braun, der hier in Großmutterns barockem Haus aufgewachsen ist, trauert dem Anwesen nach. „Aber was sollte man damals mit Ost-Mark und ohne Aussicht auf Baumaterial mit dem halbverfallenen Erbe anfangen? Wer hat das nahe Ende und die schnelle Wende geahnt?“ Er hat verzichtet. Inzwischen hat ein neuer Eigentümer das Haus restauriert, und ein Schreibwarenladen macht seine Geschäfte. Braun erzählt vom Rathaus, das hier auf dem Platz bis 1945 gestanden hat, von den schmalen Gassen, die sich zwischen den kleinen sächsischen Barockhäusern hindurchzogen, er zeigt hinüber zum ehemaligen „Haus des Handwerks“, hinter dessen erhaltener Fassade neues Leben entstehen soll, er macht auf die schmalen Hausöffnungen aufmerksam, aus denen heraus die Spreewälder schon immer ihr Gemüse verkauften, und er erinnert an die „Kunella Gold“, die einst bekannte Margarine, die der einheimische Unternehmer Georg Kunert vor und nach dem Krieg vom Cottbuser Güterbahnhof auf die Reise schickte.

Dort wiederum, zwischen den letzten Gleisresten einer Schmalspurbahn und dem weiß übertünchten Schild mit der Schrift „Spreewaldbahnhof“ drüben am Cottbuser Bahnhof, wundert er sich über den bis heute unverständlichen „Beschuß des Zentralkomitees der SED“, der 1970 den Abriß der „Spreewaldbahn“ besiegelte. „Spreewaldguste“ nannten die Spreewälder liebevoll ihre Touristenattraktion, für die die Reichsbahndirektion Cottbus zur letzten Fahrt am 3. Januar 1970 nur lakonisch mitteilte, daß „die Lokomotive 99 57 04 den Arbeitszug zum Gleisrückbau fuhr“. Vom südöstlichen Tor des -Spreewalds führen keine Züge mehr nach Burg, Lübben, Byhlen, Lieberose, Straupitz und Goyatz, hinein in die fünfundvierzig Kilometer lange und zehn Kilometer breite Flußinsellandschaft.

Dennoch: Vieles in der Stadt mit dem roten Krebs im Wappen ist zu retten, und manches neue Altstadtthaus ist auch in der „verfeinerten“ Großplattenbauweise erträglich. Als Fürst Hermann von Pückler-Muskau sich 1846 anschickte, den Park von Branitz zu gestalten, hatte er 1,7 Millionen Taler Schulden und war den Besitz von Muskau endgültig los. Hier hatte er noch einmal von vorne angefangen.

Eine alte Frage fällt einem dazu ein: Was macht den Spreewälder stark? Leinöl, Pellkartoffeln und Quark.